

# Jüdisches Leben in Berlin – Eine Spurensuche

**E**in reines Judenghetto wie in anderen Städten hat es in Berlin nie gegeben. Doch schon seit dem Mittelalter haben Juden in der Stadt vor allem im später so genannten Scheunenviertel gelebt – rund um die Oranienburger Straße, wo auch die Hackeschen Höfe sind. Das ist bekannt. Wer nach jüdischen Spuren in Berlin sucht, wird hier schnell fündig: Die vergoldete Kuppel der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße ist schon von weitem zu sehen. Hält der Besucher die Augen offen, entdeckt er in unmittelbarer Nachbarschaft auch die Jüdische Galerie und Restaurants, in denen es „Taftele“, kleine Fischbällchen, gibt – oder „Baba Anoesch“, einen Auberginendip mit geröstetem Sesam. In anderen Gegenden Berlins sind die Spuren jüdischen Lebens vielleicht authentischer, jedenfalls aber versteckter oder auch ganz ausgelöscht. Von der alten Synagoge, die früher unweit vom Alexanderplatz stand, sieht man heute zum Beispiel gar nichts mehr.

Doch wir beginnen unseren Rundgang durch das „jüdische Berlin“ an der weithin sichtbaren Neue Synagoge in der Oranienburger Straße. In der Pogromnacht vom November 1938 wurde sie vor schweren Brandschäden verschont, weil Wilhelm Krützfeld, der Polizist, der damals dem Revier vorstand, die SA-Leute, die im Vorraum schon Brand gelegt hatten, erfolgreich verjagte. Später erklärte er, er habe nur seine Pflicht getan, nämlich ein bedeutendes Baudenkmal geschützt. Trotzdem wurde die Neue Synagoge 1943 von einem Luftangriff zerstört und brannte aus. Der in maurischem Stil erbaute Gebäudeteil wurde nach dem Krieg aus den Ruinen wieder aufgebaut. Die Arbeiten dazu begannen 1988, noch unter der DDR-Regierung, aus außenpolitischen Gründen. Die Haupthalle hat man nicht rekonstruiert.



Die Oranienburger Straße in Berlin

Foto: Anna Keller

Von der Oranienburger Straße gelangt der Spaziergänger in die Auguststraße. „Ahawah“ steht dort an einem Backsteinhaus in deutschen Lettern. Aus dem Hebräischen übersetzt heißt das „Liebe“. In dem Haus waren früher das jüdische Krankenhaus und ein Waisenheim für Kinder. Von 1941 bis 1943 benutzte die Gestapo die Räume für ein „Sammellager“ für Juden, die von hier aus in die Vernichtungslager verschleppt wurden. Heute bröckelt der Putz von der Fassade. Die Fenster sind verstaubt, einige zerbrochen. Dahinter sieht man einen Betonmischer. Und irgendwo oben im Haus hämmert jemand. Die Jüdische Gemeinde hat das Gebäude zurückgehalten und will es nach der Sanierung für soziale und kulturelle Zwecke nutzen.

Eine andere Einrichtung der Jüdischen Gemeinde ist schon seit Jahren wieder in Betrieb – die Schule in der Großen Hamburger Straße. Der Eingang wird mit Kameras überwacht, und ein Polizist steht davor. „Knabenschule der Jüdischen Gemeinde“ steht über dem Tor. Hier gingen schon einmal jüdische und christliche Kinder zur Schule, bis 1942 alle jüdischen Schulen schließen mussten. Danach richtete die Gestapo auch an diesem Ort ein Sammellager ein, von dem aus die Juden nach Theresienstadt und Auschwitz deportiert wurden – allein aus Berlin bis Kriegsende insgesamt 55 000 Menschen.

In Gedanken versunken gelangt der Spaziergänger direkt neben der Jüdischen Schule zu einem kleinen Laden. Im Schaufenster steht eine Menora, ein siebenarmiger Kerzenleuchter. Daneben Kippas, Kopfbedeckungen aus Samt. Drinnen läuft Klezmermusik. Neben Judaica und Büchern über Berlin gibt es koschere Duftkerzen und „Ahava“, ein Shampoo aus Israel.

Doch den Besucher zieht es weiter in

Richtung Alexanderplatz, vorbei an der Marienkirche. Von der Marienkirche ist es nicht mehr weit bis zum Fernsehturm. Auf der anderen Straßenseite gelangt man zwischen den DDR-Plattenbauten durch eine Gasse auf einen kleinen Platz.

Linker Hand befindet sich eine Figurengruppe: Frauen in Stein. Sie sollen an die „Fabrik-Aktion“, eine groß angelegte Verhaftungswelle der Nazis im Februar 1943, erinnern. 10 000 „Mischlinge“ oder in so genannter „Mischehe“ lebende Juden wurden dabei in der gesamten Stadt, bei der Arbeit im Büro oder in den Fabriken verhaftet und unter anderem hier in der Rosenstraße festgehalten. Ihre Frauen demonstrierten daraufhin tage- und nächtelang, bis die Männer nach einer Woche tatsächlich freigelassen wurden. Einige von ihnen überlebten in Berlin bis zum Schluss.

Etwas weiter, in der Heidereutergasse, stand früher die erste Synagoge Berlins. Bis zu ihrer Einweihung im Jahr 1714 hatten die Berliner Juden ihre Gottesdienste in privaten Räumen abhalten müssen. Die Synagoge galt als die prächtigste in ganz Deutschland.

Wo früher die Synagoge stand, ist heute eine Wiese. Ein Stück der Grundmauern hat man vor kurzem freigelegt. SA-Horden verwüsteten die Synagoge im November 1938, und im Zweiten Weltkrieg wurde sie von Bomben zerstört. In den sechziger Jahren riss man die Ruine ab, obwohl ein Wiederaufbau noch möglich gewesen wäre. Denn niemand wusste, wofür man sie wieder aufbauen sollte. Keiner rechnete damit, dass die Jüdische Gemeinde in Berlin auch durch die Zuwanderung aus dem Osten einmal wieder 12 000 Mitglieder haben sollte.

Anna Keller

Stipendiatin der Journalistischen Nachwuchsförderung